

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1919)
Heft: 10

Artikel: Die Königin : Erinnerungen an Fräulein Amantia und Pepi Kaiser
Autor: Salis-Marschlins, Meta v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER,
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—* ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS. *—

Die Königin.

(Erinnerungen an Fräulein Amantia und Pepi Kaiser.)

Von Dr. Meta v. Salis-Marschlins, Basel.

Von einer Königin von Gottes Gnaden will ich erzählen.

Von einer Königin? Ja doch. Siehst du nicht ein Krönlein über ihrem Scheitel schweben? Ihre Schwester erzählte mir, der Erzieher im fremden Land wie der Vater daheim habe schon die Herrscherwürde echter Vornehmheit an ihr erkannt und sich verehrend vor ihr geneigt.

Blauäugig, mit schlichtem, angegrautem Haar, das in der Jugend blond gewesen, steht sie vor mir. Ein Hauch von Rot färbte ihre Wangen, so oft sie eine Erregung erfaßte, eine kaum wahrnehmbare Müdigkeit deutete die Schwelle des Alters an, daran diese Sechzigjährige stand, von der die Anmut der Jugend nicht entfloh, als die Reife des Lebens längst Ernst, Licht und weise Güte aus ihren Zügen strahlen ließ. Der unvergleichliche Rhythmus der Bewegungen entzückte mich schon in der ersten Teestunde in ihrem gastlichen Hause — der Zauber der Seele, der alles Leibliche veredelt, alles Tun verklärt!

Sagenhaft war mir manches zu Ohren gelangt, ehe ich sie kennen lernte. Ein emsig um sie bemühter Aristokrat hätte sie schließlich für „zu bürgerlich“ erklärt, um sie zur Gattin erwählen zu können; ihr Gebaren sollte bis ins Halten des Taschentuchs geziert gewesen sein; sie machte allerhand Umstände und erhöhe vielerlei Ansprüche; als unpraktischer Blaustrumpf er-

mangelte sie des praktischen Blicks usw. Lauter Äußerungen kleinlichen Neides, oder enger und hämischer Gesinnung! Eitel Verwechslung zwischen Geist und Schöngeist, Abklatsch und Ursprünglichkeit, sieghaftem Eigenrecht und Prätension!

Meine Königin wohnte mit ihrem unverheirateten Geschwisterpaar unverheiratet lebenslang in der Kleinstadt, Vater und Bruder als Zierden des ärztlichen Berufs. Die beiden Schwestern mischten sich in keinen Klatsch, hielten weder konfessionelle noch politische Fahnen, mißverstanden, wo sie mißverstanden, aus Höhe und Echtheit der eigenen Gesinnung die fremde, selbstisch gefärbte. In der Stadt mit dem kleinen Interessenkreise bildete sich allmählich ein wachsender Kreis um sie so naturgemäß, wie um den Kristallkern neue Kristalle zusammenschießen. Der Werkeltag des Berufs, der da und dort ein Wesen vom engeren Verkehr mit den Damen ausschloß, das durch Feinfühligkeit und ideal gerichtetes Streben sein Glück darin gefunden haben würde, erhielt von einer zufälligen Begegnung im Laden, am Schalter den Sonnenstrahl, der Knospen ins Blühen lockt. Von solcher Seite wurde mir einmal der Fingerzeig, daß die Jüngere, Robustere den elastischen Schritt von ehemals eingebüßt habe und wie von Sorge gedrückt einhergehe. Und wirklich lag ihr zurzeit Schwerstes ob, denn mit fast übermenschlicher Schonung trug sie die Ältere, bisher ihres Lebens Glanz und Krone, während der Jahre geistiger Abnahme. Sie verstand, kraft ihrer Ehrfurcht, die Äußerungen der Gedächtnisschwäche, die vor Fremden so bedrückend wirken, durch ein Betragen, das sie einfach als etwas Gegebenes hinnahm, minder auffallend zu machen. Nie verriet sie in Blick oder Wort, daß eine Abnahme für sie überhaupt in Frage kam; vielleicht hoben sie die Schwingen der Liebe darüber weg.

Das Band geistiger Gemeinschaft umschlang nicht allein Menschen der engern Heimat. Aus dem altmodischen Haus an der langsam modernisierten grauen Hauptstraße der Bergstadt spannen sich Fäden hinüber in andere politische Vaterländer. Fest und weich waren Band und Fäden und reichten zum Teil bis in die Jugend der Hochbetagten zurück. Von der Tochter der Institutsfreundin bis zur eleganten, jungen Schriftstellerin einer deutschen Residenz, vom damenscheuen Landpfarrer bis zum jeweiligen, in den in trüben Stunden für seine Kunst ver-

ständnislos gescholtenen Erdenwinkel verschlagenen Musikdirektor, mit seiner in der äußerlichen Kühle von Land und Leuten gemächlich erstarrenden Frau, fanden Menschen verschiedenster Art Zutritt und Nahrung bei den Schwestern. Humorvoll erzählte die Königin von den Heroismen der unbemittelten Pastorenfrau, zu deren kernhaft geübten kirchlichen Pflichten es sogar gehört hatte, daß sie in einer armen ländlichen Gemeinde das Gotteshaus mit eigener Hand tünchte. Tüchtig sein und vor der gering geachteten Arbeit erst recht nicht Reißaus nehmen, das imponierte ihr, nicht der unsichere Seitenblick, ob das Ungebräuchliche vor der Schablone des Philisteriums bestehe.

Band und Fäden erstreckten sich bis ins Reich der Tiere. Auf den äußern Fenstersimsen des Wohnzimmers tafelten im Winter, im vor Frost aufgeplusterten Federkleidchen, die scheuen Sänger, die im erbarmungslosen Weiß des Schnees auf Weg und Steg kein Körnchen mehr entdecken konnten. Da ruckten die Nachbartauben unbekümmert ob Winter oder Sommer, rollten ihrer Sache sicher die rötlichen Augen, trugen eitel ihre legendarische, der Beobachtung gegenüber nicht aufrecht zu erhaltende Sanftmut zur Schau. Im Zimmer aber trieb ein junges oder altes Katzentier sein Wesen, zwar seit Jahren kein eigenes mehr, weil stets ein Unglück dem Liebling das Leben kostete, doch immer wieder eines, das vor dem Unglück, in Gestalt von bösen Menschen oder Hunden, in den Friedensort geflüchtet war, aus dem die Damen es wieder auszuweisen nicht das Herz fanden und das dann auf tragische Weise endigte, wie jene anderen. Von der Klugheit dieser Hausgenossen gab es zahllose Geschichten, die ebenso viele Beweise lieferten für die Vermenschlichung des Tieres, die oft rascher und gründlicher erzielt wird als die des Menschen, als für das liebevolle Eingehen auf ihr sehr zusammengesetztes Wesen. In einem Punkte stimmten unsere Resultate nie: die Schwestern erklärten die Katzen für intelligenter, ich die Kater, und ich glaube heute noch recht zu haben.

Kaum daß mir das Glück den Weg ins Königshaus gewiesen, so äußerte ich, was ich später oft wiederholen sollte: „Hier wohnen die jüngsten Geister der Stadt, obwohl das Zivilstandsregister ihnen so viele Jahre nachredet. Erwähnt eine neue Strömung, ein eben entschleiertes Ziel des Strebens, ein Buch, ein Bild, ein Musikstück, das blutvollste Urteil darüber

hört ihr von ihnen, das spontane Verhältnis dazu gewinnen sie.“ Nicht zum „Sichausleben“ des zur Barbarei zurückstrebenden Teils der Menschheit! Das war und blieb für die Schwestern ein Fremdes. Wie viele bunt bewimpelte Schiffe, reich befrachtet, die Fahrt nach dieser Richtung antraten, sie wußten intuitiv, daß es daher keine, oder nur mit gebrochenen Flügeln und beschmutzter Seele, Rückkehr gab.

Als die Königin ihren Kreis zu gestalten begonnen -- und das reicht tief ins vergangene Jahrhundert zurück -- und auch als er bereits seine Eigenart besaß, war von einer „Frauenfrage“ noch nicht die Rede. Hier entwickelten sich zwei Frauen in der ihnen gemäßen Richtung geräuschlos und selbstverständlich, wie die Sonnenblume das Gesicht ihrem Gestirn zukehrt. Die Art, in der es geschah, arbeitete dem Besten in der Bewegung vor, welches dann, sobald die Drommeten schmetterten, um welche sich die Scharen sammelten, die Türe offen und die Gemüter zum Willkomm geschmückt fand. Anmut und Würde, Witterung und Scharfblick bannten das Extrem, das an der Schwelle umkehrte oder sie bald mied. Die Auswüchse, die den Gegnern das Spiel leicht machten und berechtigte Einwände auf die Lippen legten -- hier fehlten sie. Der Mann stand keinen Männerhasserinnen gegenüber, die Frau traf auf kein Verständnis für petrolöse Absichten und gewollte Verschandelung der äußern Ansicht. Der feinsinnige, als Wunsch vorgebrachte Rat, dies und jenes kühne starke Buch, das der Sache diene, der Stadtbibliothek einzuverleiben, fiel von ihren Lippen bei den maßgebenden Männern auf empfänglichen Boden. Das bei den ersten von Frauen gehaltenen Vorlesungen und Vorträgen ausgeübte Patronat förderte die freundliche Aufnahme hüben und drüben. Einem musikalischen Wagnis Einheimischer oder Fremder ebneten sie leise die Wege und überließen den Ruhm davon andern.

Jede von den Schwestern würde, befragt, den entgegengesetzten Bescheid gegeben haben, von welcher von ihnen das Fluidum der Anziehung ausgehe. Daß die Königin die temperamentsprudelnde Jüngere für intellektuell überragend und interessanter hielt, unterläge keinem Zweifel, auch wenn sie mich nicht gelegentlich schalkhaft darauf aufmerksam gemacht hätte, daß eine gewichtige Stadtgröße sich konsequent von ihr weg

und zu jener hinsetzte. Ebenso fest steht, daß die Jüngere die Ältere seit ihrer Heimkehr aus dem Institut zu ihrem Polarstern und Vorbild erkoren hatte, wie sie mir einst auch selber sagte. Eines Tages entstand in meiner Gegenwart ein Streit um den Mehrwert der einen und der andern. Die Königin betonte die Bedeutung der Schwester für die geistige Entwicklung von A. und B. und C. Diese wollte jene einbegriffen wissen und rettete sich, in die Enge getrieben, durch den Seitensprung: ethisch hast immer *du* gewirkt. Unter den Bekannten kam es zu ähnlichen Turnieren. A. räumte der einen, B. der andern den Vorrang ein, und C. verfuhr wie mit den Bildern im Wechselrahmen. Eitler Zank und doch wie reizend und bedeutungsvoll! Was das unausgeglichene Naturell in der Atmosphäre der Königin beruhigend umfing, war die Versöhnung der Kontraste, das Ab- und Eintönen der Farben, kurz, die Verklärung des Seins. Ihre Wegsicherheit, der gleichmäßige Atem beim Aufstieg, muß auf den vereint zurückgelegten Strecken die Genossin beglückt haben, wie die klare Himmelsstelle bei Gewittern. Jawohl, ethischer Einfluß! Weder Pose noch Selbstgerechtigkeit, sondern geruhlsame Haltung und Geschlossenheit. Und die Flammen und der Brausewind in der Schwester? Hatten sie ihre Mission nicht auch und erfüllten sie? Das Wort aus ihrem Munde, daß es Frauen geben müsse, die, weil sie nie begehrt worden, statt wie der dichterliche Mann singt, ihr Haupt zu senken, sprechen: es hat es keiner gewagt, eröffnet die Aussicht auf Wesenshöhen, deren Entschleierung das Amt einer Priesterin war. Und wie prachtvoll kennzeichnet sie selbst und ihr Tun, was sie bei einer Bekannten drastisch als ein „Rühren“ im fremden Kopf schilderte, bis auch der bis dahin sterile Schädel Gedanken zeitigte. Ihr lieben Einseitigen, -deutigen, -tönigen, für die der Superlativ stets Mord und Totschlag und Ausschluß bedeutet! Als ob nicht mancherlei Art und Abart verschiedene Gipfel von gleicher Höhe erklimmen könnte!

Es war Hochsommer, als ich, eingeführt von einer Bekannten und begleitet von einer Freundin, die Königin kennen lernte. Mir ist, in einem Glaskelch auf dem massiven Schreibtisch zwischen zwei Fenstern der Straßenseite und in einer Vase auf dem Ecktisch hätten, wie so oft, Rosen geduftet. Sicher standen auf dem kleinen, tragbaren Bücherbord, das seinen Ort

zu wechseln pflegte, Mörikes Gedichte in der ersten Ausgabe, Mörikes, von dem sie noch einige Schülerinnen im Katharinenstift in Stuttgart getroffen, die von seiner lichten, zerstreuten Menschlichkeit erfüllt waren, und den sie als Dichter hochhielt, ohne daß sie die Welle abzuwarten brauchte, die ihn zu Ende des Jahrhunderts vorübergehend auf das Piedestal der Mode schwemmte, von dem aus er auch für den Philister ersten Ranges wurde.

Vor dem Klavier in der Ecke verrieten zwei Stühle, wie häufig das Schwesternpaar vierhändig spielte, wenschon die Königin das Nesthäkchen als die eminent für Musik Begabte hervorhob, und Stephan Heller ihre Bedeutung bereitwillig anerkannte, als sie ihm an einem Badeort in der von ihr angelegten Sammlung abgeschriebener Stücke von seinen Etuden gerade diejenige zeigte, die er für seine beste hielt. Wie viele wissen heut überhaupt noch, daß die Liebe zur Kunst bis zum mühsamen Notenschreiben begeistern konnte? Gleichviel, die holdeste der Künste hat die beiden Frauen an ihrem Instrument beseligt bis in die letzten Lebenszeiten der Königin, als ihr der Pfortchen in Außenwelt und Gegenwart eins ums andere zufiel.

Während der fünfzehn Jahre, in denen ich im Hause ab- und zugin, sind die Räume so geblieben, wie sie mich zuerst angemutet haben. Die Stickereien auf Stühlen und Kissen blaßten noch etwas mehr ab, Muster und Farben wurden zum andern Mal Mode, wie Vieles, was vernachlässigt oder verachtet in alten großen Häusern und Schlössern unter Staub und Spinnweb des Estrichs erhalten geblieben, sich wieder in die Beletagen versetzt fand, während hier die Entweihung nie an das Alte hatte rühren dürfen. Unverändert lud der Plauderwinkel in die Ecke dem Klavier gegenüber, es sei denn, daß ein zweiter in der Nähe des Ofens in sehr kalten Wintern jene Stelle als die behaglichste bezeichnete. Am andern Ende des langen Ganges, von dem zuweilen ein Blick in die helle freundliche Küche mit der aus dem Hochtal stammenden Dienerin gelang, bewahrte das Wohn- und Eßzimmer den Charakter der Einverleibung des persönlichen Lebens in Getäfel und Wandschmuck, Mobiliar und Werkzeug auf Arbeits- und Schreibtischen. Das Bild, die Vase, die Photographie, die unterdessen Einzug gehalten, die, meinte man, wären immer dagewesen, obwohl einem früher keine Lücke aufgefallen

war. Welche Freude für die Augen, als das blank abgeputzte, würdig hergestellte, eichene Büffetschränkchen dem Eßisch gegenüber in Gebrauch trat. Als wäre es von Anfang an in das so und nicht anders eingerichtete Zimmer und eben für diese Wand bestimmt worden!

Wo Möbel und Buch, Handarbeit und Blume als Akzente der Persönlichkeit auftreten, da wird die Wohnung zum Spiegel des innern Menschen; Haus und Stuben sind nicht ein öder Mechanismus, den Philisterarchitekten und Modeschreiner, nach der Schablone gestückt, für männiglich feil halten, sondern ein Organismus mit allen Rhythmen und Schwingungen des Lebendigen. Die Umgebung ist beseelt, die Toten wesen leibhaft fort, der Betreter der Räume gewinnt ein Bild von den Bewohnern durch die sogenannten leblosen Dinge, die durch den Berufenen so unmißverständlich beredt, so unerschöpflich mitteilksam werden.

Mit einem Blick des Mitleids trete ich manchmal vor die künstlich gezüchteten Prachtblumen in den Schaufenstern der Handelsgärtner. Ich höre sie klagen: was will man denn von uns? Wir verwelken im erbarmungslosen Glast elektrischer Massenbeleuchtung im Bankettsaal des semitischen oder arischen Juden, wo nicht *ein* Auge in unserm mystischen Kelche mit den purpurroten Adern und silbernen Staubfädenbüscheln das Ewige sucht, nicht *ein* Herz beglückt wird durch unsern Duft, trotz des Mammons, den sie für uns bezahlen!

Mein Schwesternpaar, das besaß einen Garten, einen wirklichen, mir lange verheimlichten Garten. Wohl hörte ich sie zuweilen von ihm reden, aber immer in einer Weise, die mir den Mut raubte, um Zutritt zu bitten. Den faßte dann meine Freundin und unversehens fanden wir uns mitgenommen, hinaus vor ein Tor, dahin, wo vor Zeiten die Stadtmauer schützende Arme um das Weichbild gebreitet haben mochte und sich nun Garten an Garten reihte, jeder wohlweislich durch eine hohe Scheidewand vom Nachbar abgegrenzt. Der Reiz eines Hauses und eines Gartens beruht für einen Menschen von Rasse — nicht nur für den Orientalen — auf der Unmöglichkeit, von außen herein, und der Bequemlichkeit, von innen hinaus zu sehen. Wir begriffen, daß ein solches Kleinod vor schmierigen Fingern und zutäppischen Augen gehütet wurde, und verehrten die Eigentümerinnen hinfort auch dafür, daß der Duft und Schatten

spendende Bezirk ihnen ein Heiligtum war, in dem die Lichter und Formen der Vergangenheit umgingen, während die Sibyllen-
 augen der Jüngern an der Wucht des Abendberges hafteten und
 die schlanken Finger der Königin sich mit den köstlichen alt-
 modischen Blütenbüschen und Edelrosen zu schaffen machten.
 Das Lattenpförtchen nach der Straße, das mit jenem leisen
 Klirren ins Schloß fiel, welches den Träumer in die Glückszeit
 von Weimar zurückversetzt, die hohen Mauern, die der Menschen-
 welt wehrten, indes sie Gebirg und Wald eifersüchtig mit zu
 umschließen schienen, die Sitz- und Arbeitsplätzchen innerhalb
 und außerhalb der Laube, die steile Halde, an der die Blicke
 höher und höher den Morgenberg hinanstiegen, die gravitatisch
 im Kiesweg wandelnde Katze, das auf einer Bank liegen ge-
 bliebene Buch, die edlen Frauengestalten mit den harmonischen
 Bewegungen... Alles und Jedes Märchen, Jugend, Zauberduft
 und wie sie erfrischend, unvergeßlich, wieder und wieder zer-
 fließend, wieder und wieder Gestalt annehmend.

Ein leiser Glockenton schwingt durch all die übrigen Klänge.
 Er verbindet sie, schwebt darunter, darüber, hebt und trägt sie
 empor, hallt und wallt. Für die Kleinwelt der Gartengegend,
 für die Kinder und Unbegüterten gab es jedes Jahr, wenn der
 gute Birnbaum in der Mitte — und das blieb selten aus — seine
 Last von frühen, goldgelben Früchten zu schütteln bat, ein Fest.
 Das fiel auf den Tag der Lese, an dem ihrer keins ohne seinen
 Anteil an der Ernte blieb. Der Geist des alten Ribbeck in Havel-
 land, „in dessen Garten ein Birnbaum stand“, und die Geister
 der beiden Frauen in den grauen Bergen begegneten sich in der
 Lust des Mitteilens. Daher der Glockenton der Menschenliebe.
 Es gibt und wird immer Vieles geben, was der Mensch mit einer
 größern Gemeinschaft nicht teilen kann, wenn er über ihr steht
 — walzt nur drauf los, ihr Allesgleichmacher, es hilft euch
 nicht! —, und es zu versuchen, kann ebensooft unfruchtbar als
 gefährlich sein. Geben und schenken jedoch, was jedem an
 seiner Stelle und auf seiner Stufe das Herz wärmt, das kann
 jeder und das ist gut und klug, der Same mag aufgehen oder
 nicht.

Wo kam ich hin? Ich sitze unverändert vor der Königin
 und träume. Aber aus ihrem Bild sind, wie von selber, zwei ge-
 worden. Wo immer ihrer gedacht wird, da bleibt die Schwester

gewiß nicht aus. Aus dem Dunkel der Vergangenheit und Ferne taucht neben das holdselige Antlitz der einen das bestrickende der andern. Dies Schwesternpaar ist unzertrennlich im Leben und im Tod.

1911, zu Beginn des Sommers, ist die Frau, die ich die Königin nenne, 84jährig gestorben. Im darauffolgenden Winter war ich, sehr leidend, für kurze Zeit in Ch. Weil es mir nicht möglich wurde, die vereinsamt zurückgebliebene Schwester aufzusuchen, kam sie in Sturm und Regen, dem weiten Weg zum Trotze, zu mir. Ihre Erscheinung erschütterte mich; sie sah einer Norne, einer Sibylle ähnlich und sprach Worte, wie sie von den Lippen dieser, von uns als am Born des Lebens und Erkennens sitzend vorgestellten Wesen, fallen dürften.

Dreizehn Monate darauf führte mich der Weg an den Ort zurück. Seit ihrem letzten und schwersten Verlust hatte sie weder meiner Freundin noch mir wieder geschrieben, wogegen aus der zurückliegenden Zeit, d. h. seit ich 1904 das Tal meiner Heimat endgültig verließ bis 1911, mehrere Briefe vor mir liegen, in denen ich jetzt die Anmeldungen des Alters, von denen jeweilen die Rede ist, deutlicher bezeugt finde, als mir bei ihrem Empfang bewußt wurde, oder ich mir eingestehen wollte. Anmeldungen des Alters, sage ich, aber gehoben und überglänzt von dem Goldgehalt eines langen Lebens, bei dessen Überblick ich die schon geäußerte Überzeugung, daß dies Schwesternpaar im Leben und im Tod unzertrennlich ist, als Erklärung dafür herbeiziehe, daß ich der Jüngeren Gelegenheit gebe, den Schatz von Weisheit und Güte, den sie besaß, mit eigenen Worten vor uns auszubreiten, dadurch bestätigend, daß wenige Frauen ihr überlegen gewesen sind an persönlicher Durchdringung ihres Wissens und schönheitsvoller Auffassung und Durchleuchtung eines hohen Alters.

Am 13. Juli 1904 — sie war 74 Jahre alt — schreibt sie mir, bezüglich meines endgültigen Abschieds von der Heimat: „Ihr Wort, das den ganzen Brief überschattet, sagt uns alles. Wie muß Ihnen und Frl. Kym zu Mute sein! wir können die Tiefe des Schmerzes ermessen... nun wollen Sie gleichsam für immer für uns verschwinden, nie mehr mit Frl. Kym an unserm gemütlichen Nachmittagstee sitzen? Man dachte, das müsse immer so währen, bis wir diese Erde verließen... Es ist ja ein Reich-

tum von Erinnerungen, den Sie beide mitnehmen und „am farbigen Abglanz haben wir das Leben —“. Wir können nur gewinnen vom Weiterleben, Einsicht und Vertiefung ist immer am Wege zu finden, je höher wir steigen im Alter, und wahrlich, es wird nur immer schöner. Vielleicht sagen Sie jetzt, „so bleibe denn die Sonne mir im Rücken“, es ist ein schweres Wort und doch, was birgt der lange Nachmittag bis zum Abend. Man glaubt es nicht, bis man an der Grenze steht, bis man es erfährt... Ich würde Ihnen Beethovens „Lebewohl“ in den Brief legen, wenn Sie es hören könnten, es ist furchtbar ergreifend...”

7. September 1905. „... Von V. erfuhren wir, daß Sie im Tavetsch waren, also nur an der obersten Spitze unser Land berührten, und wir hätten Sie beide so gerne gesehen. Immer folgt Ihnen ein stilles Weh nach den verlassenen Gefilden, wie mag dieser Ton in den hohen Bergen geklungen haben? Es ist schön so etwas in sich zu tragen, es bereichert die innere Welt des Gemütes, während der Geist, der rastlos vorwärts strebt, endlich das Weh besiegt, und Erinnerung, die schöne Göttin, dem ruhigen Auge erscheint. Von der Warte des hohen Alters sieht man so durch die Vergangenheit hindurch das Selbsterlebte. Sie sind noch mitten drin, laut tönt noch der Ton des Schmerzes an Ihr Ohr... Sehen Sie es nicht an, daß wir so lange geschwiegen, es geschieht bei uns so wenig, man wird alt und schweigsam, Sie sind noch jung, viel Leben steht noch vor Ihnen...”

8. Juli 1907. „Wenn Sie wüßten, wie viel Korrespondenz dieses Jahr bei uns stockte, würden Sie sagen, „je nun, man muß eben Nachsicht mit ihnen haben, sie werden eben alt!“. Ich aber übe diese Nachsicht nicht und plage mich oft und viel wegen dieser Schwachheit... Immer wieder hätten wir gerne gewußt, ob Sie sich in Capri erholt, ob die Ruhe dort Ihnen die Kräfte wieder gehoben habe? ... Es würde uns so sehr freuen, Sie und Frl. Kym wiederzusehen, es fehlt uns, daß Sie nie mehr bei uns erscheinen und für uns ist die Zeit nur noch kurz, die wir auf der Erde wandern. Daher nimmt auch das Schweigen nach außen so sehr überhand; aber liebe Gäste zu empfangen sind wir immer noch fähig.

Wir bleiben voraussichtlich den ganzen Sommer zu Hause, schauen immer an den gleichen Bergen die Wetterlaunen, dun-

kelnd und wieder aufleuchtend in Herrlichkeit... Wollte Gott, daß Sie wieder der Gesundheit entgegengehen...!“

3. November 1908. „Wir waren gerührt beim Empfang ihres Briefes vom 18. Oktober, es war reine Großmut, zu schreiben, nachdem wir immer und immer wieder schwiegen... Sie schreiben: „Spüren Sie nicht, daß wir im Geiste manchmal an Ihrem trauten Teetisch versammelt sind?“ Wir denken oft und viel an Ihr trautes nachmittägliches Erscheinen bei uns, aber wir dachten nicht, daß Sie es auch tun, in Zukunft wollen wir es aber „spüren“, denn jetzt sitzt an Ihrer Statt oft Frl. K. an unserm Teetisch und wir sprechen viel von Ihnen und Frl. Kym, und wer weiß, ob Sie dann in einer nachmittäglichen Stunde auch unser gedenken, wenn Stille über Ihrer Landschaft und auf dem Meere ruht... Einen schönen Herbst genossen Sie doch in Lugano, es war ja hier schön, Berge und Himmel in ununterbrochener Klarheit... Und nun sind Sie wieder in Capri. Wie wird es Ihnen beiden wohl tun, wieder in den lieb gewordenen Räumen auszuruhen, in der alten Tagesordnung wieder alte Fäden anzuknüpfen und vor- und rückwärts zu schauen; reich wird die Ernte sein dessen, was Sie erblicken... Von uns weiß ich nicht viel zu erzählen, alß daß der Calanda noch keinen Schnee hat und die Gipfel jeden Morgen rot glühen, und wir immer zu Hause sind, am alten Faden spinnend, den Sie ja kennen, er ist mehrfädig. Es wäre uns lieb, bald wieder von Ihnen zu hören, wenn wir es auch nicht verdienen, wie Sie jetzt in Capri leben, es ist so schön es zu hören...“

18. Dezember 1908. „Die „süßen gelben Gäste aus Palermo“ (Mispeln), ein ganzes Kistchen voll, sind angekommen und wir sagen Ihnen beiden besten Dank für dieses freundliche Gedenken aus weiter Ferne. Auch für Ihren 1. Brief, in dem Ihre Gedanken stark der Heimat zugekehrt waren, als in Ihrem Wohnzimmer „die springenden Lichter Ihres Öfchens an der Wand spielten“... Ob Sie auch so schönes Wetter haben wie wir? ohne Zweifel, denn der Föhn kommt ja von Ihnen her; ich hoffe Sie können es recht genießen, die Sonnenuntergänge und die klaren Mondnächte. Und wie müssen bei Ihnen die Sonnenaufgänge sein! In Ihrer alleinstehenden Villa wird all das zu Ihnen kommen, wie zum, am einsamen Felsen hängenden, Prometheus die Meer mädchen und die Vögel des Himmels... Und dann lesen Sie

Jean Paul, den ich leider in der Jugend nicht las — Amantia las mehreres und ließ sich sehr mitnehmen —, später wurde er dann verschüttet, und in den achtziger Jahren wieder ausgegraben, nach den ernüchternden Jahren; wie wird er Ihnen und Frl. Kym schmecken?...“

17. Februar 1910. „... Sie haben liebevollen Anteil genommen an dem Tod unserer guten Cousine, der uns auch recht nahe ging. ... Ich hoffe Sie hatten einen wohltuenden Aufenthalt in Rom, wenschon Sie zuerst an das Haus gebunden waren. Die schöne Aussicht in Ihrem hochgelegenen Zimmer (Via Venezia, 4. Stock; man sah bis zum Sorakte) mag Ihnen viel ersetzt haben und war für Ihr reges Gedankenleben eine herrliche Unterlage.

Sie haben jetzt vielleicht schon etwas Frühling in Rom; auch wir schauen ihm entgegen. Die Sonne tritt am Nachmittag aus den Tannen am südlichen Wald; Sie freuten sich dessen auch mehr als einmal an unserm Teetisch; und abends steigen schon früh die Plejaden im Osten aus den Tannen. Ob Ihr Befinden nach Neujahr sich zum bessern gewendet hat? wir wünschen es von Herzen, und daß die Rückkehr auf Ihre schöne Insel eine freudige ist, wo Sie schon so manchen herrlichen Frühling erlebt haben. Sehen Sie unser langes ungewolltes Schweigen nicht an, Sie wissen vielleicht nicht mehr, *wie* alt wir sind, und sagen Sie uns trotzdem wieder einmal, wie es Ihnen geht...“

14. Februar 1911. „Ich habe wieder eine lange Pause gemacht seit Ihren und Frl. Kyms lieben Briefen vom Mai, ich muß es eine Generalpause nach allen Seiten nennen, denn ich stecke tief in Briefschulden.

Wir möchten wohl gerne wissen, wie es Ihnen in Zürich geht, da wir wissen, daß Sie immer wieder leidend sind. ... Ich bin schuld, daß wir so lange nichts von Ihnen wissen, mein Nichtschreiben verdrießt mich oft schwer, es sind wohl die 80 Jahre, die mir das antun... Ich hätte Ihnen nach Neujahr zwar geschrieben, wie auch Frau F. (meine Freundin hatte sich Ende 1910 verheiratet), aber Rheumatismus im Hals und Arm verbot mir alles Schreiben. ... Wie gerne würden wir Sie wieder sehen und sprechen, da Sie nun in der Schweiz sind, aber weil

wir nicht mehr reisen, wird es wohl nie mehr geschehen. So sagen wir Ihnen, Amantia und ich, unsere herzlichen Grüße und behalten in der Erinnerung, was einst so schön war, wenn Sie bei uns mit Frl. Kym erschienen, wenn im Herbst die Sonne verschwand und im Frühling durch die Tannen im Wald auf den Teetisch zitterte. In alter Freundschaft Ihre P. Kaiser.“

Auch die Hand, die diesen Brief schrieb, hatte längst zu zittern begonnen, aber das Herz war stark geblieben und aufrecht hielt sich die geistige Persönlichkeit auch, als wenige Monate später die schon lang kränkelnde, in einer erschütternden Dämmerung des Geistes befangene Schwester starb, die ich wirklich nicht wiedersehen sollte. Im Jahre 1904 hatten meine Freundin und ich das Schwesternpaar verfehlt, als wir Abschied nehmen kamen, daher stammt die letzte Momentaufnahme, die ich von einem Zusammensein von uns vier im Gedächtnis aufbewahre, noch aus dem Sommer 1903, und zwar von einem Besuch der Hochbetagten bei mir. Abends begleiteten wir sie zur Station zurück. Wir waren viel zu früh. Eine ganze Reihe von Zügen fuhr in der sog. Hochsaison von Landquart ab. Wir setzten uns auf eine Bank, der gegenüber der Piz Alun auftragte. Beleuchtung und Luft waren vollkommen, das Tal der Täler atmete den Goldduft des August; das Treiben der sinnlos Reisenden, Schnatternden, Scheltenden, sich Aufprotzenden glitt spurlos an uns vorüber, nur eine gesteigerte Fröhlichkeit der Stimmung stellte sich ein. Die Schaffner und das Gepäckpersonal warfen erstaunte Blicke auf die abseits sitzenden unbekümmert lachenden alten und mittelalten Damen, offenbar betroffen, daß sie, jeder männlichen Anregung entbehrend, dermaßen von Witz und Frohsinn sprühten. Dies wahrnehmen und deuten war eins und steigerte nur unsere Heiterkeit. Schließlich machte uns der Stationsdiener in mißbilligendem Tone aufmerksam, nun müßten die Damen einsteigen, wenn sie nicht zurückbleiben wollten. In so helle Töne ist der persönliche, damals freilich nicht als solcher geltende, Abschied ausgeklungen.

Düster und auf lange Zeit lastete dagegen der Abschiedsgang zur jüngern Schwester in meiner Erinnerung. Wohl wußte ich, daß sie nicht mehr die war, die ohne Besinnen den Weg zur Wohnung meiner Schwester gemacht hatte, als sie mich 1¼ Jahr vorher um die Weihnachtszeit dort wußte, daß sie

durch schwere Leiden hindurchmußte und die Körperschmerzen mit äußerster Härte gegen sich selbst bekämpfte. Daß sie keine Krankenschwester ins Haus nahm, wie der Arzt und die Freunde wünschten, befremdete nicht allzusehr, nachdem sie, solange sie noch ausgehen können, die Begleitung der Damen, die sich dadurch hochgeehrt gefühlt haben würden, abgelehnt und sich auf ihre langjährige Dienstmagd gestützt hatte. Aber leid, bitter leid, tat es mehr als einer ihrer Getreuen, daß sie in die Unmöglichkeit versetzt war, etwas zu ihrer Erleichterung beizutragen. Und als ich nun am 6. Februar 1913 in das alte wohlbekannte Wohnzimmer trat, lag die Kranke auf dem Sofa, auf dem Tisch davor brannte eine Lampe; die Dienerin stapfte fortwährend durch den dumpfen Raum oder trat dicht zu uns her...

Eine peinliche halbe Stunde mag ich geblieben sein. Was ich sah, war eine durch Leiden verkrümmte Gestalt, was ich faßte, die zuckende Hand einer Vergifteten, was ich hörte, die Stimme von jemand, der mit Anstrengung aus weiten, mystischen Fernen in die Gegenwart des Tages zurückkehrt. Ein Dank für empfangene Blumen, eine höfliche Entschuldigung, daß er schriftlich versäumt worden war, Grüße an die Freundin, Dankbarkeitsäußerungen über die Liebesbeweise vieler, vieler, ab und zu ein altgewohnter, begeisterter Ausruf über die großen Fortschritte der Neuzeit in Erfindungen und Verwertungen, wohl auch ein Aufflackern des einst so schlagfertigen Witzes, dann wieder Stille und auf dem wachsbleichen Antlitz, in den müden Augen ein Ausdruck, besagend, daß die Seele den Zusammenhang mit dem Diesseits schwinden fühlte. Ich war nicht wenig erfreut, meine gute Schwester mich im Hausgang unten erwartend zu finden. „So sterben müssen! Nur das nicht, nur das nicht“, sagte ich zu ihr und bin eigentlich erst im Herbst 1916 über die Pein hinweggekommen, die mit dem Gedanken an die in solcher Umgebung Leidende für mich verbunden war.

Das hing damit zusammen, daß ich zunächst mit mehreren treuen Besucherinnen der Kranken zusammentraf, deren Berichte angetan waren, mir ihr Ende mit einem noch dichterem Trauerschleier zu umschatten. Ein entfernter und nicht am Ort lebender Verwandter hatte die Einrichtung zur Versteigerung bringen lassen. Die Freunde, für die es eine Gunst bedeutet hätte, die vertrauten Gegenstände zu kaufen und als sprechende

Zeugen eines unzerreißbaren Bandes ihrer Umgebung einzufügen, erfuhren zu spät von der Sache. Die vielen kleinen, lieben stummen Dinge, denen der Duft so langer, in edle Schönheit getauchter Leben anhaftete und über die unsereiner nur mit zärtlich streichelnder Hand hingeglitten wäre, sind zerstreut und für unsere Liebe und Ehrfurcht verloren. Ganz wenige hat die eine und andere an Ort und Stelle Wohnende sich später retten können. Das Vermögen der Geschwister — ein unverheirateter Bruder, tüchtiger Arzt und warmer Menschenfreund bei allen Sonderbarkeiten, ist den Schwestern Ende des letzten Jahrhunderts vorgestorben — war der Irrenanstalt des Kantons vermacht, die wertvolle Bibliothek der Kantonsbibliothek; der Dienerin fiel das hohe Legat von 25 000 Fr. zu. Ein öffentlicher Nachruf blieb für die eine wie für die andere der Schwestern aus. Ob sie zu fein und vornehm waren, um sich ihn vom Tagesgeschlecht zu verdienen? Oder sollte ich recht haben, wenn ich gegebenenfalls sage: „Nur keinen Nachruf, ich bitte! Man kommt nachgerade in zu schlechte Gesellschaft; den greulichsten Schmutzfink streichen sie unschuldweiß an und geben ihm Engelsfittiche.“

Im Herbst 1916 wurde ich mit einer Dame bekannt, deren Mitteilungen dreifachen Wert für mich besitzen, indem sie 1. die letzten Monate von Pepi Kaiser mit dem Sonnenstrahl vergolden, dessen Fehlen ich als eine der schneidenden Ungerechtigkeiten des Schicksals beklagte, 2. das Bild der Toten für mich von den nachttiefen Schatten befreien, mit denen es seit jener bösen Stunde am Krankenbette umgeben war, und 3. noch einmal den Beweis liefern, wie tief und nachhaltig die Frau in ihren erhabensten Erscheinungsformen in der Seele anderer, zum Licht berufener Schwestern das Erdreich lockern und die Keime einsenken kann, die neue Erntefelder verheißen für den Zeitpunkt, in dem das ihre des Tageslichts und Sonnenscheins nicht mehr genießt, nicht mehr bedarf.

„Es ist das Glück schöner, reiner Erinnerung an beseligende Stunden, das mir das Erlebnis meines Verkehrs mit den Damen Kaiser als ein so großes, nie zu erschöpfendes erscheinen läßt“, lautet der Eingang des von mir erbetenen schriftlichen Berichts von Frau N. N. „Eine Perle war mir jeder Tag, an dem ich sie sehen durfte, immer ging ich beglückt und reicher wieder heim;

ob von gleichgültigen oder schweren Dingen gesprochen wurde, sie lebten alles mit und sprachen darüber mit Interesse, mit tiefstem Wohlwollen, oder auch mit feinstem Spott. Ich habe auch sehr heitere Momente mit ihnen genossen. O ich kannte noch vieles nicht, aber als wahrhaft reiche Naturen teilten sie mit Freuden mit ohne den geringsten Rückhalt jedem, bei dem sie ein Streben nach wahrer Bildung und den Wunsch nach Wegleitung voraussetzten.

Ich lernte die Damen im Jahre 1900 kennen. Eine musikalisch sehr begabte Freundin hatte den anfangs recht zaghaften, nach und nach reger gewordenen Verkehr vermittelt. Still flossen die Tage der Schwestern dahin; von äußern Begebenheiten weiß ich gar nichts zu erzählen. Ihre allsommerlich gewohnten Besuche bei einer Cousine in Arlesheim, oder bei einer Freundin in Sagens¹ wurden Frl. Amantia zu beschwerlich und Frl. Pepi verzichtete ihr zuliebe darauf. Besuche bei wenigen Bekannten, kleine Spaziergänge nach der Stadt oder nach dem Garten wurden immer seltener und zuletzt beschränkte sich Frl. A. ganz auf das engere Daheim. Im Juni 1911 an einem Sonntagabend fand ich sie auf dem Sofa liegend; als sie mich sah, machte sie eine scherzende Bemerkung, und andern Abends las ich die Anzeige von ihrem Tode. Am 11. Juni, zwei Tage vor Fronleichnam, wurde sie beerdigt; klein war das Geleite und oben auf dem Friedhof erwarteten wenige Freunde den Sarg.

Unten im Städtchen aber lebte noch zwei Jahre in heißem Heimweh nach der Verewigten die Einsamgewordene. Am 22. Mai 1913, am Fronleichnamsfest, wurde sie von ihrem langen qualvollen Leiden erlöst. Lange vorher sprach sie die Hoffnung aus, dieser Tag möchte auch ihr die Befreiung bringen. „Ich freue mich aufs Sterben,“ sagte sie einmal in gesunden Tagen, „nur möchte ich keine Schmerzen.“

Auf dem gemeinsamen Grabdenkmal stehen unter Frl. A.'s Namen etwas abgeändert die Worte aus dem Propheten Sirach 41, 1: Liebe, Dank und Verehrung folgen ihr nach. Sie war ge-

¹ Frau Anna Steinhauser geb. de Latour, bei deren Erwähnung ich den Ausruf nicht unterdrücken kann: „Was für herrliche Frauen hat doch Graubünden in aller Verborgenheit besessen!“ An Mut und unabhängigen Sinn ihr ähnlich, fand ich Frau Dr. J. Jurnitschek-Krupp, eine treue deutsche Verehrerin der beiden Damen, wenn auch erst spät nach Chur verschlagen.

liebt von Gott und den Menschen, ihr Andenken bleibt im Segen! Geboren war sie 1827. Frl. P. hatte ihren Grabspruch wohl selbst bestimmt. Er ist aus dem 1. Br. Joh. 2, 17 und lautet: Die Welt vergeht, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit. 1830—1913.

Vom 3. Mai 1913 lese ich in meinem Tagebüchlein: Frl. Kaiser machte mir den Eindruck einer Sterbenden, die schönen Augen ganz erloschen, die Hände kalt, die Stimme hell und schwach. Sie dankte mir, daß ich so oft zu ihr komme. Ich hielt lange ihre Hand in der meinen, mehreremale zuckte sie zusammen, aber ohne Klage. Gottlob, daß sie eine Pflegerin hat.²

Vom 11. Mai. Frl. K. geht es schlecht. Sie verliert sich oft. Sie sagte: Wenn man das Leben gut gelebt hat, möchte man es gern noch einmal leben. Es ist etwas Wunderbares, Verwickeltes und Großes.

Am 16. Mai. Frl. K. sagte: Das Leben ist eine große Arbeit. Es gilt immer auszuweichen und anzusetzen. Es ist etwas Wunderbares, seine Tiefen zu erkennen. Aber das Einzige und Beste, so verzweigt es ist, ist die Liebe. Das Größte ist, Christus nachzuleben.

Am 21. kannte sie mich nicht mehr, hielt nur lange meine Hand ganz fest. Nachts um 1/2 11 Uhr starb sie ganz ruhig. Ich sah sie anderntags früh. Auf ihrem schönen Antlitz war noch ein Zug großen Leidens. In der Hand hielt sie Maiglöckchen und ein Kruzifix. Wie bei ihrer Schwester lagen prachtvolle Kränze auf dem Sarg, u. a. vom Waldhaus mit der Widmung: aus Dankbarkeit, und von der Regierung. Wie Sie wissen werden, fiel der größte Teil des beträchtlichen Vermögens der drei Geschwister Kaiser laut Vermächtnis dem Irrenhaus zu.“

Jahresbericht über die Verwaltung der Kantonsbibliothek im Jahre 1918.

Das Jahr 1918, das in den Annalen unserer Geschichte in mehrfacher Hinsicht ein recht unerfreuliches ist, gehört für die Kantonsbibliothek wieder zu den glücklicheren. Dies ergibt sich aus den Zahlen über den *Zuwachs*, dessen sie sich trotz un-

² Deren Zulassung die Schreiberin des Berichts und eine Hausgenossin der Kranken endlich erreicht hatten! Dank den beiden Treuseelen!